



Gregor Pelger

Kampf an zwei Fronten

Patriotismus ohne Dank – jüdische Soldaten im 1. Weltkrieg

Athies, eine kleine Gemeinde an der Somme, 24. September 1916. Zu den hohen jüdischen Feiertagen hat die deutsche Kommandantur eine Scheune zur Verfügung gestellt. Einige jüdische Soldaten treffen im Vorderhaus des dazugehörigen Hofes zusammen. Als der Bauer von der Anerkennung jüdischer Soldaten in der französischen Armee erzählt, kommt es zum Gespräch unter den Deutschen:

„So“, sagt Wolff, „so spricht der französische Bauer von seinen jüdischen Landsleuten! Wenn der Mann eine Ahnung hätte, wie unser Land uns ansieht, wie selbst manche Kameraden über uns reden! – Dazu läuft man von der Hochschule weg – hab's nicht erwarten können ---“

„Ach was“, sagt Leutnant Schwarz, „die paar Antisemiten sind nicht das Volk. Aber ganz egal: Wir müssen uns durchsetzen, wir müssen beweisen, daß wir genau so gute Deutsche sind wie unsere Kameraden – mehr noch, wir müssen uns hervortun vor allen Anderen, wir müssen die Gelegenheit benutzen, einmal zu zeigen, was man vielleicht nicht sehen will –“

„Herr Leutnant“, fällt Nathan gereizt ein, „das ist alles gut und schön, aber verstehen Sie doch: Wir kämpfen nach zwei Fronten! Nach einer wäre es schon genug. – Dabei aber noch diese blöde Zurücksetzung – warum, zum Teufel! Denselben Dreck hat man auf sich wie die Anderen auch – da ist man der Kamerad, aber sonst ist man 'der Jud!'“

Dieser Dialog, der an das bekannte „Kaisergespräch“ im Antikriegsroman *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque erinnern mag, entstammt dem Tagebuch des Unteroffiziers Julius Marx, das den erinnerten Alltag jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg zu fassen sucht.² Literarisch verdichtet verweist die Unterhaltung der Kameraden darauf, dass schon zeitgenössisch die Diskussion um die Anerkennung deutscher Soldaten jüdischen Glaubens in aller Bewußtsein war und von den Betroffenen klarsichtig geführt wurde. Auch beschreibt die Szene knapp den Widerspruch von Patriotismus und mangelndem Angenommensein, jenes Dilemma, als zweitklassige Kameraden behandelt zu werden, wie es jüdische Soldaten in der kaiserlichen Armee des deutschen Reiches erlebten.

Julius Marx



Der Beginn des Ersten Weltkrieges erschien vielen Juden in Deutschland als eine willkommene Gelegenheit ihre unzweideutige nationale Gesinnung unter Beweis zu stellen und das weit über die kollektiv-patriotische Stimmung hinaus, in der Zuversicht, damit zugleich alt-hergebrachten feindseligen Schlagwörtern wie „Feigheit“ und „Drückebergerei“ entgegenzuwirken. „Gerade wir Juden wollen zeigen, daß altes Heldenblut in uns lebt, und daß wir in Jahrtausenden nicht umsonst gelernt haben, Opfer zu bringen,“ so beteten laut *Allgemeiner*

Zeitung des Judentums zahlreiche Gemeinden am Morgen 2. August 1914.³ Und der *Verband Deutscher Juden* (VdJ) sowie der *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* (CV) riefen in Anzeigen dazu auf, „über das Maß der Pflicht hinaus“ die „Kräfte dem Vaterland zu widmen“.

Wer diesem Ruf zu den Waffen folgte, war euphorisch gestimmt, wie der Arzt Nathan Wolf, der sich gleich zum „1. Mobilmachungstag“ meldete. Gebürtig aus Wangen am Untersee wurde er in die badische Garnison Müllheim überstellt. Sein frisch angelegtes Kriegstagebuch hält begeistert fest: „3. August: Montag Abend in Müllheim: Auf der Fahrt so viele Bekannte getroffen, Reserve-Offiziere und Mediziner, daß ich mich gleich heimisch fühlte.“⁴ Auch von den ersten Kriegsstrapazen lässt sich Wolfs Patriotismus nicht beirren: „Mir ist in diesem Krieg nie in den Sinn gekommen, dass ich Jude bin, ich fühle mich so eins mit meinen Kameraden und sie mit mir, dass es uns nie zu Bewusstsein kommt; wir fühlen uns alle gut deutsch und besonders badisch.“ (9. April 1915)

In der Tat ließ der Auftakt des Krieges auf die endgültige, lang ersehnte Gleichstellung aller Deutschen hoffen. Nach dem kaiserlichen Burgfrieden vom 4. August 1914 wollte Wilhelm II., ganz gegen seine bekannt antijüdische Gesinnung, von nun an „nur noch Deutsche [...] ohne Parteiunterschied, ohne Stammesunterschied, ohne Konfessionsunterschied“ kennen. Die *Staatsbürgerzeitung* erklärte, dass sie „im Hinblick auf die patriotische Haltung der gesamten

Ausruf!

An die deutschen Juden!

In schicksalsernster Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen.

Daß jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich.

Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen! Tretet freiwillig zu den Fahnen! Ihr alle – Männer und Frauen – stellet Euch durch persönliche Hülfeleistung jeder Art und durch Hergabe von Geld und Gut in den Dienst des Vaterlandes!

Berlin, den 1. August 1914.

**Verband der Deutschen Juden.
Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.**

Bevölkerung von nun an ab ihren Charakter als antisemitisches Blatt aufgibt, und zwar nicht nur im Krieg, sondern auch für den Frieden“⁵.

So schien auch an der Front die Gleichberechtigung jüdischer Soldaten und Respekt vor ihrem Glauben endlich Realität zu werden: Feldrabbiner wurden angeworben und boten sich an, Gottesdienste zu organisieren und die Feiern an Festtagen zu leiten. Hierfür wurden die jüdischen Kameraden meist vom Dienst befreit und die Heeresleitung stellte mehr oder weniger geeignete Räumlichkeiten (wie auch die Szene eingangs es zeigt) zur Verfügung. Die bemerkenswert große seelsorgerische Wirkung, die von unermüdeten Feldrabbinern wie etwa Leo Baeck oder Paul Lazarus ausging, ist in zahlreichen Briefen und Tagebüchern bezeugt.⁶

Schließlich fielen auch die hemmenden Schranken einer Militärlaufbahn durch das geteilte Graben- und Trichtererlebnis: Von etwa 100.000 jüdischen Kriegsteilnehmern wurden mehr als 20.000 befördert, davon sogar über 2.000 zu Offizieren, 30.000 wurden mit zum Teil höchsten Auszeichnungen für ihren Kampfeinsatz gewürdigt.

Dennoch blieb die Gleichstellung Schimäre. Die „gemeinsame Bluttaufnahme des Schlachtfeldes“ führte keineswegs zur „Verbrüderung, die unvergänglich ist“, wie der Mitbegründer und spätere Vorsitzende des CV Eugen Fuchs noch Ende 1914 beschworen hatte.⁷ Bereits im Oktober 1914 wiederrief die *Staatsbürgerzeitung* ihre Erklärung von Anfang August, „insofern sie sich auf die Zeit nach dem Krieg erstreckt“. Und während Antisemiten wie Theodor Fritsch trotz „Burgfriedens“ und hoher Geldstrafen unverhohlen mit völkischen Parolen die Öffentlichkeit aufstachelten,⁸ erfuhren viele jüdische Soldaten an der Front täglich Schikanen und Demütigungen.

So fragt in Marx' Tagebuch der Kriegsfreiwillige Kern im Laufe des Gesprächs über die Stellung der Juden im deutschen Heer den Artillerie-Leutnant Steinmann: „muss ich mir gefallen lassen, daß mein Zugführer ‚kleiner Jud‘ zu mir sagt – beim Brotfassen, beim Wache-Schieben, zur Patrouille?“ Nach klarem „Nein“ und der Aufforderung, dies dem Kompanieführer zu melden, berichtet der Soldat weiter: „Das habe ich getan. ‚Sie dürfen nicht so empfindlich sein‘, hat er gesagt; dann hat er den Zugführer kommen lassen, und dann haben sie über mich gelacht ----“⁹ Was hier anekdotisch erscheint, wurde Vielen zu einer nur allzu vertrauten Erfahrung. Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und Beschwerden, letztere oft auch stellvertretend durch den CV und VdJ an Vorgesetzte und Behörden gerichtet, zeichnen ein scharfes Bild weit verbreiteter Vorurteile und antisemitischen Verhaltens im Heer.¹⁰ Mit wohlweislicher Vorausahnung hatte der Vorstand des CV im Kampf um Anerkennung schon kurz nach Kriegsbeginn dringend darum gebeten „alles auf die Beteiligung der Juden am Kriege Bezügliche mitzuteilen, da der Umfang

der Beteiligung deutscher Juden an dem Feldzuge für spätere Zeiten festgestellt werden“ müsse. Darunter fielen „nicht etwa nur die Angaben von Namen und Schicksalen der Kriegsteilnehmer, sondern vor allen Dingen auch die kleinen Vorfälle, welche die Stimmung kennzeichnen und charakterisieren“.¹¹ Vieles von dem, was jüdische Soldaten von ihren Mitkämpfern hinnehmen mussten, blieb zweifellos undokumentiert. Die bekannt gewordenen Klagen über Verunglimpfung und ausbleibende Beförderung aber sprechen eine unmissverständliche Sprache. Sie lassen einen virulenten Antisemitismus mit zum Teil schwerwiegenden Folgen mehr als nur errahnen – von behördlicher Seite stets ignoriert oder geleugnet. So wurde auch Vizefeldwebel Marx nach ungewöhnlich langer Wartezeit erst im Juli 1917 zum Leutnant befördert.

Spott und Benachteiligung waren bereits bittere Kriegserfahrung deutscher Soldaten jüdischen Glaubens, als Kriegsminister Adolf Wild von Hohenborn am 11. Oktober 1916 jene Anordnung erließ, die sehr bald unter dem Schlagwort „Judenählung“ kursierte. Anlass für die „Nachweisung der beim Heere befindlichen [...] wehrpflichtigen Juden“ sowie „Nachweisung über noch nicht zur Einstellung gelangte[n] [...] Juden“ – so die beiden Anlagen der Anordnung – waren angebliche Klagen aus der Bevölkerung „daß eine unverhältnismäßig große Anzahl wehrpflichtiger Angehöriger des israelitischen Glaubens vom Heeresdienst befreit sei oder sich von diesem unter allen möglichen Vorwänden drücke“ bzw. „eine große Zahl im Heeresdienst stehender Juden verstanden haben, eine Verwendung außerhalb der vordersten Front, also in dem Etappen- und Heimatgebiet und in Beamten- und Schreibstellen zu finden“. Zwar erkannte der Nachfolger im Ministeramt, Herrmann von Stein, bereits am 11. November 1916 in einer weiteren Verordnung, dass die „angeordnete Nachweisung über Angehörige des israelitischen Glaubens [...] in der Öffentlichkeit und auch bei einigen Kommandostellen eine der Absicht des Kriegsministeriums nicht entsprechende Auslegung gefunden“ hatte. Dabei sei jedoch



Nathan Wolf;
Foto: DigiBaeck
ME 1569

Chanukka 1916





die „verfügte Erhebung [...] nur zur eigenen Unterrichtung des Kriegsministeriums bestimmt“ gewesen. Keineswegs hingegen sollten „Behörden usw. daraus Gelegenheit nehmen, Juden aus ihren bisher innegehabte Stellungen zu entfernen“. Unbeachtet der Beteuerungen des Kriegsministeriums, „daß antisemitische Absichten durch die Verfügung selbstverständlich in keiner Weise verfolgt worden sind“¹², führte die „Juden-zählung“ vom Herbst 1916 zu einer tief- und weitreichenden Zäsur zwischen deutschen Juden und ihrem Heimatland.

Als Julius Marx zwecks angeordneter Zählung am 2. November zu seinem Kompanieführer gerufen wurde, fragte er: „Was soll denn dieser Unsinn?! Will man uns zu Soldaten zweiten Ranges degradieren, uns vor der ganzen Armee lächerlich machen? Man schikaniert uns, befördert uns nicht, tut aber doch entrüstet, wenn sich dann mancher den Krieg lieber von der Etappe aus ansieht –!“ Wohl stimmte ihm der Vorgesetzte zu, doch musste Marx dennoch danach die Angaben zu seiner Person machen. Im Tagebuch verfluchte er den Zwang: „Pfui Teufel! Dazu also hält man für sein Land den Schädel hin –.“¹³

Neben persönlichen Aufzeichnungen sind es vor allem die regelmäßigen Berichte der Feldrabbiner an den VdJ, die uns die markant negativen Auswirkungen der „Juden-zählung“ auf Moral und Selbstbild der Soldaten vor Augen führen.¹⁴ Über dies mussten sich doch alle jüdischen Bürger, die ihren Patriotismus nicht unmittelbar im Schützengraben bewiesen, sondern das Heer in der Etappe, als Ärzte oder gar von zuhause – etwa in kriegswichtiger Produktion – unterstützen, als „Drückeberger“ stigmatisiert sehen. Der Hauptmann Georg Meyer notierte sein Entsetzen nach Erhalt des Befehls zur „Juden-zählung“ ebenfalls in sein Tagebuch: „Das nach 2 Jahren großer Zeit und völliger Hingabe an unsere Heimat! Mir ist als hätte ich eine furchtbare Ohrfeige erhalten.“ Im Frieden würde er seinen Abschied nehmen, jetzt müsse er erst recht aushalten: das Angebot, zu den Siemens-Schuckert-Werken als Oberingenieur zurückzukehren, schlug er daher aus. „Ich werde diese Statistik nun nicht mehr verschlechtern und bleibe also im Felde“, schrieb der Träger des Eisernen Kreuzes II. und I. Klasse an seine Ehefrau. Meyer fiel am 15. Dezember 1916 bei Verdun.

Wenige Tage später wandte sich Justizrat Felix Meyer brieflich an Paul von Hindenburg und betonte, wie sehr sein Bruder „bis in den Todeskampf hinein unter den infamierenden Umständen der formularmäßigen Nachforschung nach seinem Glauben“ gelitten habe. Hindenburg antwortete noch vor Jahresende aus dem Generalhauptquartier.

Georg Meyer;
Foto: DigiBaeck
AR 506



Die Erbitterung könne „sich füglich nur gegen eine falsche Verdächtigung wenden [...], nicht aber gegen eine Massregel, durch welche die Anschuldigung widerlegt“ und damit allen jüdischen Glaubensgenossen „Genugtuung verschafft werden“ sollte...¹⁵

Zwei weitere Jahre galt es noch dem Vaterland zu dienen, ehe die Waffen an den Fronten endlich schwiegen. Die Front nach innen jedoch, die gegen Vorurteil und Verächtlichmachung, kam nicht zur Ruhe, rückte bedrohlich näher und näher. Die höhnischen Angriffe nahmen zu. Der Antisemit Alfred Roth veröffentlichte unter dem Pseudonym „Otto Armin“ 1919 auf Grundlage der unvollständigen, eigentlich vertraulichen Zählung vom Herbst 1916 *Die Juden im Heer. Eine statistische Untersuchung nach amtlichen Quellen*, um das Stigma „Feigheit und Drückebergerei“ weiter zu prägen. Jakob Segall, der Leiter des Bureaus für Statistik der Juden, brachte dann 1921 eine solide Studie heraus: *Die deutschen Juden als Soldaten im Krieg 1914-1918*. Dank der fortlaufenden Datenerhebung der jüdischen Gemeinden, wie sie vom CV und VdJ angeregt worden war, wies Segalls Arbeit den patriotischen Einsatz an der Front nach – die Roth-Otto Armin'schen Verleumdungen zurückweisend, die Zahlen zurechtrückend. Seit 1919 wehrte sich *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* gegen die Verschwörungs- und Hasstiraden, bemühte sich um die Würdigung der Leistungen jüdischer Soldaten und forderte Respekt für 12.000 gefallene Kameraden. Vorurteil, Verkennung und Verleumdung deutscher Juden ließen sich jedoch nicht mindern, vielmehr verfestigten sie sich.

Gegen Ende des Gesprächs im Bauernhof von Athies meldet sich Julius Marx als Erzähler des Tagebuchs selbst zu Wort:

„So ist's,“ sage ich, „Nathan hat recht. Der Durchschnittsdeutsche mag eben den Juden nicht. Ich möchte hier nichts sein als ein deutscher Soldat – aber man sorgt nachgerade dafür, daß ich's anders weiß! Und wie im Feld, so ist es auch daheim: Seit über 200 Jahren wohnt meine Familie in einem schwäbischen Dorf – wir lieben dieselben Pappelbäume, denselben Bach, denselben Wald, wie die Anderen – freuen uns, wie sie, wenn wir irgendwo in der Fremde den Namen unserer Heimat lesen oder nennen hören, wenn wir uns irgendwo begegnen. Und dennoch – auch dort dieser Abstand! Wir lieben unsere Heimat, wengleich man uns nicht liebt, und müssen fast froh sein, sie überhaupt lieben zu dürfen. Es ist schon so, wie Nathan sagt: Wir kämpfen nach zwei Fronten – nach der einen für den Sieg Deutschlands, nach der anderen, um unsere Gleichberechtigung in Deutschland.“¹⁶

Österreichische Postkarte zur Dolchstoßlegende (1919)





- 1 Julius Marx, *Kriegs-Tagebuch eines Juden*, Frankfurt/M² 1964, S. 128-129.
- 2 Zur Einschätzung der Authentizität des Tagebuches, das Marx 1939 in erster Auflage in der Schweiz veröffentlichte, siehe Ulrich Sieg, *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe*, Berlin 2001, S. 124.
- 3 *Die Woche*. In: *Allgemeine Zeitung des Judentums* (78/32), 7. August 1914, S. 374.
- 4 *Kriegs-Tagebuch* mit Kurzbiographie von Nathan Wolf bei DigiBaeck, Nathan Wolf, ME 1569 (Fotos 24413-24416) (www.lbi.org/digibaeck).
- 5 *Der Krieg*. Stenographischer Bericht über die Versammlung des Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, am Montag, dem 23. November 1914 im Beethoven-Saal in Berlin. In: *Im deutschen Reich* (21/1), 1.-2. Januar 1915, S. 21.
- 6 David J. Fine, *Jüdische Soldaten und Religion an der Front*. In: Ulrike Heikaus, Julia B. Köhne (Hg.), *Krieg! Juden zwischen den Fronten*, Berlin 2014, S. 135-154; Sabine Hank, „... stehe als Feldgeistlicher zur Verfügung“ Rabbiner im Krieg – Paul Lazarus. In: *KALONYMOS* (17/2), 2014, S. 1-5.
- 7 *Der Krieg*, 1915, S. 6.
- 8 Siehe ebenda S. 21 und folgende Ausgaben der Zeitschrift *Im deutschen Reich*.
- 9 Marx, *Kriegs-Tagebuch*, S. 130.
- 10 Anna Ullrich, „Nun sind wir gezeichnet“ – Jüdische Soldaten und die „Juden zählung“ im Ersten Weltkrieg. In: Heikaus/Köhne, *Krieg*, 2014, S. 217-238.
- 11 An die Ortsgruppen und Mitglieder des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens! In: *Im deutschen Reich* (20/9), 9. September 1914, S. 339 f.
- 12 Auf Beschwerden gegen die Juden zählung im Heere. In: *Im deutschen Reich* (23/2), 2. Februar 1917, S. 69 f.
- 13 Marx, *Kriegs-Tagebuch*, S. 138.
- 14 Sabine Hank, Uwe Hank, Hermann Simon, *Feldrabbiner in den deutschen Streitkräften des Ersten Weltkrieges*, Berlin 2013.
- 15 *Tagebuchauszüge und Korrespondenzen von und über Georg Meyer* bei DigiBaeck, Georg Meyer Collection, 1958 – AR 506 (www.lbi.org/digibaeck).
- 16 Marx, *Kriegs-Tagebuch*, 129 f.

Der Autor promovierte über jüdische Geschichte, ist Lehrer für Geschichte, Deutsch und Sozialkunde, derzeit abgeordnet ans Bayerische Kultusministerium und hat einen Lehrauftrag am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München. Mit freundlicher Genehmigung aus: Kalonymos. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut an der Universität Duisburg-Essen. 19. Jahrgang 2016, Heft 3. S. 7-10.

„Drum immer weg mit ihnen!“

Luthers Sündenfall gegenüber den Juden

Eine Ausstellung zum Leihen

Die Ausstellung zeigt Luthers ambivalente, intolerante, ja aggressive Haltung gegenüber dem Judentum seiner Zeit. Auch wird die kirchenhistorische Vorgeschichte und die Rezeption des lutherischen Antijudaismus im Dritten Reich aufgezeigt und die Frage „Was bleibt zu tun?“ wird gestellt.

Themen: Bekehrungshoffnung; Unbezweifelbarkeit der Schrift; Judensau; Sieben Ratschläge; Josel von Rosheim; „Die Juden sind unser Unglück“; Kirchliche Maßnahmen lange vor Luther; Nachwirkungen; Stolze Kirche und blinde Synagoge; Was bleibt zu tun?

Auch in englischer Sprache auszuleihen.

Die Ausstellung kann eingesehen werden unter

www.luther.imdialog.org

Dort finden sich die Ausleihmodalitäten sowie Begleitmaterialien zum Download. Zur Vor- und Nachbereitung können die Texte auf den Ausstellungstafeln in unserem Online-Shop erworben werden: www.imdialog-shop.org

